

Interhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 301.

Montag, 24. Dezember.

1928.

(14. Fortsetzung)

Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Herbert lachte. „Poesie und Prosa; Künstlerlorbeer und Bratensauce.“ Er nahm Platz und entfaltete eine der Zeitungen.

„Selbst ich kann Papa keine Sauce zu Gefallen machen, geschweige denn unjer Mädchen“, bemerkte Ruth. „Du entschuldigst mich wohl, Herbert.“ Sie nickte ihm freundlich zu und ging.

Auch Herbert las die Lobechnnen, die seinem Freunde galten, mit Interesse. Jedesmal wenn er zu einer neuen Zeitung griff, warf Director Bindewald eine Bemerkung hin: „Was sagen Sie dazu, Godebrecht? . . .“ Oder: „Ist das nicht glänzend? . . .“ Oder: „Von wem hat Walter das bloß? . . . Von mir? Liebe Zeit, auf dem Gebiet der Operette bin ich eine Koryphäe; Strauß und Millöcker und Lehar, die kenne ich auswendig, die seien, sage ich Ihnen; aber Opern, und gar Wagnerische — nein . . .“

Frau Bindewald, sonn- und festtäglich gesleidet, aber von einem leisen, pikanten Bratenduft umgeben, erschien; Herbert stand auf und ging ihr rasch entgegen.

„Meinen herzlichen Glückwunsch Frau Bindewald!“

„Danke, lieber Herbert.“ Sie zerdrückte eine Träne, der Gatte schielte über seinen Kneifer hinweg zu ihr hin; dann nahm sie Platz und begann ein Gespräch mit dem Gast.

Die Verbindungstür wurde geöffnet. „Wenn ich bitten dürfte?“ sagte Ruth.

„An die Gewehre!“ rief der Hausherr, indem er die Zeitungen hinwarf. „Donnerwetter, diese geistige Kost macht hungrig! . . . Reich' mir die Hand, mein Leben! . . . Auch aus einer Oper, glaub' ich, ich hab' bloß vergessen, aus welcher.“

Aber Frau Bindewald hatte ihren Arm schon in den des Gastes geschoben. Lachend gingen alle drei ins Esszimmer, an Ruth vorbei, die hinter dem Vater geräuschlos die Tür zuschob.

Man hatte trotz der frühen Stunde die Vorhänge zugezogen und das elektrische Licht eingeschaltet; „um die Stimmung zu erhöhen“, wie Bindewald bemerkte. Die Rosen, die Herbert mitgebracht hatte, standen in einer grünen Majolikavase in der Mitte des Tisches, zwei sehr flache Schalen bargen Maiglöckchen und Veilchen, jede Überladung der Tafel war streng vermieden; Herbert, der seine täglichen Mahlzeiten immer allein einnahm, verspürte ein grenzenloses Behagen angesichts dieser gutbürgерlichen, aber von diskretem Geschmack und künstlerischem Sinn zeugenden Familientafel; ein herzlicher, dankbarer Blick streifte Ruth, die ihn empfing und dann leise lächelnd auf ihren Teller sah.

Suppe, Fleisch, und dann ein Rehrücken mit der bezühlten, von der Haushfrau selbst bereiteten Sauce; der beliebte Hausherr bewies, daß die Zeitungskritiken seinen Appetit gesteigert hatten.

„Stoßen wir an“, sagte er einmal. „Aber auf wessen Wohl?“

„Welche Frage, Herr Bindewald!“ lächelte Herbert. „Also dann: Walter lebe, Blühe und gebliebe! . . . Prost, Mutter.“

Unter heiterem Geplauder verließ das Mahl.

„So, und was befahlen Sie nun, Herr Godebrecht?“ sagte Bindewald, als sie von Tisch aufstanden. „Wollen Sie gleich Kaffee trinken oder nachher? . . . Soll Ruth Ihnen etwas vormusizieren? . . . Und soll ich mit zuhören, oder darf ich mich einem wohlverdienten Schläfchen überlassen?“

„Schlafl du nur“, nahm Frau Bindewald Herbert die Antwort vorweg, „weiter wolltest du ja auch nichts hören.“ Rein, ich mache euch einen Vorschlag, wandte sie sich an die jungen Leute; „geht doch bis zum Kaffeetrinken spazieren, es ist so schön draußen.“

Bald darauf verließen Ruth und Herbert zusammen das Haus. Es herrschte in der Tat prachtvolles Winterwetter, eine Unmenge Menschen erging sich im Freien.

„Ich glaube, wir sondern uns ein wenig ab; meinst du nicht auch, Ruth?“

„Gewiß.“

Er musterte dann und wann mit einem raschen Seitenblick ihr Gesicht mit der frischen Röte, ihre biegsame Gestalt, ja sogar ihre Garderobe, und er machte die Wahrnehmung, daß nicht wenige Passanten, die ihnen begegneten, das gleiche Interesse für die reizende Mädchenscheinung zeigten. Er mußte an den Spaziergang denken, den er unlängst mit Thea gemacht hatte; zu seiner Genugtuung stellte er fest, daß der heutige ihn leichter, freier, glücklicher mache, daß Sorgen und Besürchtungen sich nicht an ihn heranwagten.

„Herrlich, so sorglos dahinzuschlendern, nicht wahr, Ruth?“

Zwei Augen wandten sich ihm zu, freundlich und doch nicht ohne Ernst. „Sehr hübsch“, erwiderete sie.

„Gehst du tagsüber viel spazieren?“

„Vormittags eine Stunde; Mama schickt mich dann auf die Straße, als wäre ich noch ein kleines Mädchen.“

„Bonn selbst würdest du nicht gehen?“

„Jedenfalls nicht regelmäßig.“

„Eigentlich hast du ganz prächtige Eltern.“

„Eigentlich ja.“ Sie lächelte ihn freundlich an. „Ich wünsche mir keine besseren.“

Er nickte. Er dachte mit einem Male an seine eigene Jugend, die genau besehen recht freudlos gewesen war: seine Mutter, die nach langem Siechtum still dahingewelkt war, hatte er mit dreizehn Jahren verloren, seinen Vater, diesen grüßlichen, immer nur auf die Zukunft des Sohnes bedachten Mann, fünf Jahre später. Als er nach bestandenem Abiturienten-examen freudig nach Hause geeilt war, hatte er den franken Vater nicht mehr lebend angetroffen.

Er mußte aber auch gleichzeitig an Thea denken. Wie eine Schicksalsgenossin kam sie ihm vor, nun er wußte — oder zumindest glaubte —, daß ihr durch irgend welche Vorgänge glückliche Jugendjahre vorenthalten worden waren.

„Ich habe einen kleinen Roman erlebt“, sagte er nach einer Welle. Ruth sah ihn fragend an, da er erzählte er von seiner Begegnung mit Frau Scheel-Brandow und was er sich hinterher zurechtgelegt hatte; unbefangen hörte sie zu. Aber sie empfand neben

böhrendes, stehendes Gesicht in der Brust, obwohl sie mit aller Kraft zu unterdrücken bemüht war. Denn was ging es sie an, daß Herbert sich für die Unbekannte interessierte! Möchte er doch! Er war durch nichts an sie, Ruth, gebunden als durch eine herkömmliche Freundschaft.

„Sie ist zu bedauern“, das war das einzige, was sie schließlich äußerte.

Es kam Herbert nicht in den Sinn, daß hier Eifersucht im Spiele sein könnte, er war deshalb verlebt und enttäuscht über die Gleichgültigkeit, die ihm aus Ruths wenigen Worten entgegenschlug. Mit einem Nachdruck entgegnete er:

„Und weil sie zu bedauern ist und keinen Menschen hat, der sich ihrer annimmt, fühle ich mich doppelt verpflichtet, für sie einzutreten.“

Eine anerkennenswerte Ritterlichkeit, Herbert; hoffentlich wird sie dir gedankt.“

„Auf Dank rechne ich nicht, Ruth.“

„Umso besser.“

Er prüfte erstaunt das Gesicht an seiner Seite. Aller Liebreiz war daraus verschwunden, ein fremder, fast harter Zug lagerte sich zu beiden Seiten des Mundes. Herbert hatte Ruth höher eingeschätzt, hatte es auch dürfen, weil das Bindewaldsche Haus — vor allen im Vater und Sohn — von humanem Geist erfüllt war. Ein bitteres Empfinden beschlich den jungen Mann.

„Wollen wir umkehren?“ fragte Ruth nach einer Pause mit leiser Stimme.

„Wenn du es wünschst.“

Sie gingen stumm den Weg zurück. Rechts in der Ferne zündten die ersten Straßenlaternen auf, wie ein Kranz umjäumten sie das weite Gewässer, auf dessen Eisdecke sich waghalsig die Jugend tummelte. Die Sonne, die bis jetzt gebliebenen hatte, wurde von bleigrauen Wollen bedekt, eine fahle Blässe zeichnete sich auf den Gesichtern der Passanten.

Plötzlich fuhr Herbert, der seine Augen achtlos hatte umherschweifen lassen, erschrocken zusammen; denn in geringer Entfernung gewahrte er Thea, die ein Kind, das mit einem Hündchen spielte, betrachtete. Sie hatte ihn und Ruth sicher noch nicht bemerkt, das bewies der versunkene, kindliche Ausdruck ihres Gesichts, ihr schwaches Lächeln. Herbert überlegte, ob er mit Ruth stillschweigend vorbeigehen sollte. Aber da gewann eine Art Trost in ihm die Oberhand. Und wäre es nicht auch seige? Seinen Hut ziehend, sagte er, dicht neben Thea stehenbleibend: „Guten Tag, Fräulein Roberts.“

Sie faßt vor Überraschung beinahe in sich zusammen. Aber dann glitt ein so freudiges Lächeln über ihr Gesicht, daß Ruth, die mit brennender Spannung die „Unbekannte“ musterte, sich abwenden mußte.

„Gestattest du, Ruth? . . . Fräulein Roberts — Fräulein Bindewald . . . ! Nun, genießen Sie auch den schönen Tag?“ Thea nickte. Nach Emanueller hatte sie gleichfalls die fremde junge Dame rasch ins Auge gefaßt; als sie einer fast feindseligen Kälte begegnete, stand sie in der Folge nur in einsilbigen Wendungen Rede und Antwort.

Herberts Lage wurde ungemütlich. Thea aufzufordern, sich ihm und Ruth anzuschließen, wagte er angesichts der Haltung, die Ruth einnahm, doch nicht; andererseits mochte er Thea, die so mutterseelenallein und planlos umherirrte, nicht so flüchtig abspeisen.

„Du hast dem Fräulein wohl noch etwas mitzuteilen, Herbert“, unterbrach da sein Zaudern die gereizt klingende Stimme Ruths; „ich gehe schon voraus.“ Und ehe Herbert eine Antwort geben konnte, war jene mit einem flüchtigen Nicken gegen Thea rasch davongegangen; mit rotem Kopf sah Herbert ihr nach, ebenso verblüfft wie beleidigt.

„Ich werde Sie ein Stüdchen begleiten, Thea“, sagte er freundlich.

Herbert erfuhr auf Beifragen nach Theas Erlebnissen, daß ihr Vater sie gestern in der Pension aufgesucht und gefragt hatte, ob sie gleich nach der Gerichtsverhandlung gegen Droege zu ihm zurückkehren würde; sie hatte diese Frage bejaht. Sie mußte sich weiter zu

geben, sie ausgestoßen hätte. Nur ihm batte sie zu gehörchen, keinem andern. Herbert verspürte den heftigen Drang, dem jungen Mädchen, in deren Augen die Tränen wie Tautropfen hingen, Aufschüsse zu geben; aber wozu? . . . Dazu war es noch Zeit; im Augenblick konnte er ihr nichts Besseres für das Genommene bieten; die Erwägung, wie sie das Unvermeidliche überhaupt aufzunehmen würde, beunruhigte ihn nicht zum ersten Male.

Er verabschiedete sich herzlich von Thea mit dem Versprechen, sie in den nächsten Tagen in der Pension aufzusuchen, und kehrte dann in die Bindewaldsche Wohnung zurück.

„Komm, lieber Herbert“, forderte ihn die Hausfrau auf, indem sie das Wohnzimmer betrat. „Was habt ihr miteinander gehabt, du und Ruth?“ fragte sie hastig.

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Bindewald.“

„Ach, mein Mann und ich sind ganz unglücklich. Ruth hat sich in ihrem Zimmer eingeschlossen.“

„Ruth hat sich, wenn ich mir die Äußerung gestatten darf, von der empfindlichen Seite gezeigt, Frau Bindewald.“

„Und weiter ist es nichts?“ klang es erleichtert zurück.

„Nein, was soll es denn weiter sein?“

Bindewald erschien in der Tür. „Verflitzt“, sagte er, mit seinem Klemmer spielend. Als Herbert nicht antwortete, fuhr jener fort: „Na, denn müssen wir wohl ohne Ruth Kaffe trinken . . . ! Ja ja, das sind ja Sachen . . . bei den Frauenleuten kennt man sich nicht aus.“

Ruth ließ sich durch ihre Mutter mit heftigen Kopfschmerzen entschuldigen. Als Herbert gegen sieben Uhr die liebenswürdigen Gastgeber verließ, behauptete sich ein Gross gegen Ruth. Der Tag, der so vielversprechend begonnen hatte, war durch einen Misstrug getrübt worden; Herbert ahnte nicht, daß er einem ungleich verhängnisvollerentgegenging.

10.

In der Abteilung für Devisen, der Herbert seit einigen Wochen vorstand, waren außer ihm noch zwei Herren beschäftigt, der eine, ein Herr Ludewig, seit mehreren Jahren, der andere, ein junger, etwas verlebt aussehender junger Mann namens Brütt, erst seit einigen Monaten. Brütt hatte eigentlich nur Interesse für seine Sportzeitungen. In jeder freien Minute entfaltete er ein Blatt, überflog die Rennberichte aus allen Ländern, machte sich Notizen und ging zerstreut wieder an seine Arbeit. Da er nicht untüchtig war, gab er Herbert keine Veranlassung, sich über ihn zu beklagen, doch war es des jungen Abteilungsvorstechers sicher Entschluß, sich dieses Mitarbeiters bei passender Gelegenheit auf anständige Weise zu entledigen: sein solider Sinn stieß sich an der übertriebenen Eleganz des jungen Mannes, der doch nur ein mäßiges Einkommen hatte

(Forti. folgt.)

Nächtliche Fahrt.

Der Zug fuhr ratternd durch die Nacht,
Der Mond rund unter Sternen stand,
Und die verschneit war rings das Land.

Die Nähe kam auf Flügeln her,
Die Ferne tanzte im Schritt,
Von Dörfern sprangen Lichter mit.

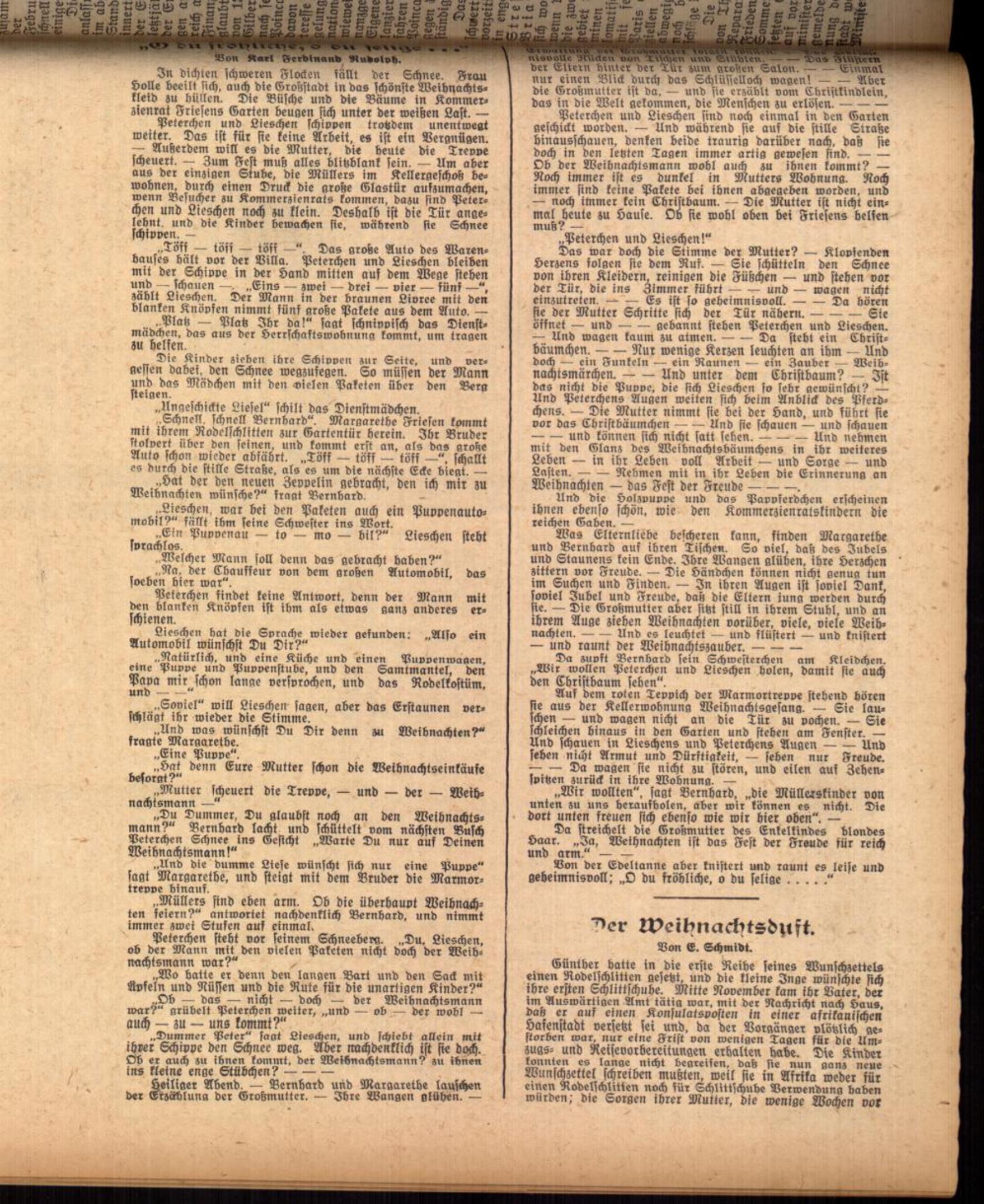
Die Schienen schrien auf vor Frost,
Der Wagen rasselte im Takt,
Die Schläfer nickten wohlverpaßt.

Nur eine junge Mutter war
Noch wach und herzte leis ihr Kind
Und koste seine Händchen Kind

Und sprach zu ihm. Der Zwitscherton
Lief lieblich hin wie Geisenklang,
Wie einer Meise süßer Sang.

Von Küssem eine Berlenschur
Wand sie in seiner Härchen Flaum . . .

Und alle lächelten im Traum . . .
Lucie Rohmer-Heißher.



Bon Karl Ferdinand Rudolph.

In dichten schweren Schichten fällt der Schnee. Frau Holle beeilt sich, auch die Großstadt in das schönste Weihnachtsskleid zu hüllen. Die Büsche und die Bäume im Kommerzienrat Friesens Garten beugen sich unter der weißen Last.

Peterchen und Lieschen schippen trotzdem unentwegt weiter. Das ist für sie keine Arbeit, es ist ein Vergnügen. Außerdem will es die Mutter, die heute die Treppe scheuert. Zum Fest muß alles blitzblank sein. Um aber aus der einzigen Stube, die Müllers im Kellergeschoss bewohnen, durch einen Druck die große Glasstür aufzumachen, wenn Besucher zu Kommerzienrats kommen, dazu sind Peterchen und Lieschen noch zu klein. Deshalb ist die Tür angelehnt, und die Kinder bewachen sie, während sie Schneeschippen.

"Töß — töß — töß —" Das große Auto des Warenhauses hält vor der Villa. Peterchen und Lieschen bleiben mit der Schippe in der Hand mitten auf dem Wege stehen und — schauen — "Eins — zwei — drei — vier — fünf —", zählt Lieschen. Der Mann in der braunen Livree mit den blanken Knöpfen nimmt fünf große Pakete aus dem Auto.

"Plak — Plak Ihr da!" sagt schnippisch das Dienstmädchen, das aus der Herrschaftswohnung kommt, um tragen zu helfen.

Die Kinder ziehen ihre Schippen zur Seite, und versetzen dabei, den Schnee wegzufegen. So müssen der Mann und das Mädchen mit den vielen Paketen über den Berg steigen.

"Ungeschickte Liesel" schilt das Dienstmädchen. "Schnell, schnell Bernhard". Margarethe Friesen kommt mit ihrem Rodelschlitten zur Gartentür herein. Ihr Bruder holpert über den feinen, und kommt erst an, als das große Auto schon wieder abfährt. "Töß — töß — töß —", schallt es durch die stille Straße, als es um die nächste Ecke biegt. "Hat der den neuen Zeppelin gebracht, den ich mir zu Weihnachten wünsche?" fragt Bernhard.

Lieschen, war bei den Paletten auch ein Puppenautomobil?" fällt ihm seine Schwester ins Wort.

"Ein Puppenau — to — mo — bil?" Lieschen steht sprachlos.

"Welcher Mann soll denn das gebracht haben?"

"Na, der Chauffeur von dem großen Automobil, das soeben hier war".

Peterchen findet keine Antwort, denn der Mann mit den blanken Knöpfen ist ihm als etwas ganz anderes erschienen.

Lieschen hat die Sprache wieder gefunden: "Also ein Automobil wünscht Du Dir?"

"Natürlich, und eine Küche und einen Puppenwagen, eine Puppe und Puppenküche, und den Samtmantel, den Papa mir schon lange versprochen, und das Rodelkostüm, und — —"

"Soviel" will Lieschen sagen, aber das Erstaunen verschlägt ihr wieder die Stimme.

"Und was wünschst Du Dir denn zu Weihnachten?" fragte Margarethe.

"Eine Puppe".

"Hat denn Eure Mutter schon die Weihnachtseinkäufe besorgt?"

"Mutter scheuert die Treppe, — und — der — Weihnachtsmann — —"

"Du Dummer, Du glaubst noch an den Weihnachtsmann?" Bernhard lacht und schüttelt vom nächsten Busch Peterchen Schnee ins Gesicht. "Warte Du nur auf Deinen Weihnachtsmann!"

"Und die dumme Liese wünscht sich nur eine Puppe" sagt Margarethe, und steigt mit dem Bruder die Marmortreppe hinauf.

Müllers sind eben arm. Ob die überhaupt Weihnachten feiern? antwortet nachdenklich Bernhard, und nimmt immer zwei Stufen auf einmal.

Peterchen steht vor seinem Schneeberg. "Du, Lieschen, ob der Mann mit den vielen Paketen nicht doch der Weihnachtsmann war?"

"Wo hatte er denn den langen Bart und den Sac mit Apfeln und Nüssen und die Rute für die unartigen Kinder?"

"Ob — das — nicht — doch — der Weihnachtsmann war?" grüßt Peterchen weiter, "und — ob — der wohl auch — du — uns kommt?"

"Dummer Peter" sagt Lieschen, und schiebt allein mit ihrer Schippe den Schnee weg. Aber nachdenklich ist sie doch. Ob er auch zu ihnen kommt, der Weihnachtsmann? zu ihnen ins kleine enge Stübchen? — — —

Höliger Abend. — Bernhard und Margarethe lauschen der Erzählung der Großmutter. — Ihre Wangen glühen. —

Erzählung der Großmutter folgen können, nisoule Studien von Tischen und Stühlen. — Das Bildern der Eltern hinter der Tür zum rothen Salon. — Einmal nur einen Blick durch das Schlüsselloch wagen! — Aber die Großmutter ist da, — und sie erzählt vom Christkindlein, das in die Welt gekommen, die Menschen zu erlösen. —

Peterchen und Lieschen sind noch einmal in den Garten geschickt worden. — Und während sie auf die stille Straße hinausschauen, denken beide traurig darüber nach, daß sie doch in den letzten Tagen immer artig gewesen sind. — Ob der Weihnachtsmann wohl auch zu ihnen kommt? — Noch immer ist es dunkel in Mutters Wohnung. Noch immer sind keine Pakete bei ihnen abgegeben worden, und — noch immer kein Christbaum. — Die Mutter ist nicht einmal heute zu Hause. Ob sie wohl oben bei Friesens helfen muß?

Peterchen und Lieschen!"

Das war doch die Stimme der Mutter? — Klopfenden Herzens folgen sie dem Ruf. — Sie schütteln den Schnee von ihren Kleidern, reinigen die Füßchen — und stehen vor der Tür, die ins Zimmer führt — und — wagen nicht einzutreten. — Es ist so geheimnisvoll. — Da hören sie der Mutter Schritte sich der Tür nähern. — Sie öffnet — und — gebannt stehen Peterchen und Lieschen. — Und wagen kaum zu atmen. — Da steht ein Christbaumchen. — Nur wenige Kerzen leuchten an ihm — Und doch — ein Funkeln — ein Raunen — ein Zauber — Weihnachtsmärchen. — Und unter dem Christbaum? — Ist das nicht die Puppe, die sich Lieschen so sehr gewünscht? — Und Peterchens Augen weiten sich beim Anblick des Pferdchens. — Die Mutter nimmt sie bei der Hand, und führt sie vor das Christbaumchen — Und sie schauen — und schauen — und können sich nicht satt sehen. — Und nehmen mit den Glanz des Weihnachtshaubens in ihr weiteres Leben — in ihr Leben voll Arbeit — und Sorge — und Lasten. — Nehmen mit in ihr Leben die Erinnerung an Weihnachten — das Fest der Freude — — —

Und die Holzpuppe und das Papierpferdchen erscheinen ihnen ebenso schön, wie den Kommerzientatskindern die reichen Gaben. —

Was Elternliebe bescherten kann, finden Margarethe und Bernhard auf ihren Tischen. So viel, daß des Jubels und Staunens kein Ende. Ihre Wangen glühen, ihre Herzen zittern vor Freude. — Die Händchen können nicht genug tun im Suchen und Finden. — In ihren Augen ist soviel Dank, soviel Jubel und Freude, daß die Eltern jung werden durch sie. — Die Großmutter aber sitzt still in ihrem Stuhl, und an ihrem Auge ziehen Weihnachten vorüber, viele, viele Weihnachten. — Und es leuchtet — und flüstert — und knistert — und raunt der Weihnachtszauber. — — —

Da ruft Bernhard sein Schwestern am Kleidchen. "Wir wollen Peterchen und Lieschen holen, damit sie auch den Christbaum sehen".

Auf dem roten Teppich der Marmortreppe stehend hören sie aus der Kellerwohnung Weihnachtsgesang. — Sie lauschen — und wagen nicht an die Tür zu pochen. — Sie schleichen hinaus in den Garten und stehen am Fenster. — Und schauen in Lieschens und Peterchens Augen — — Und sehen nicht Armut und Dürftigkeit, — sehen nur Freude. — Da wagen sie nicht zu stören, und eilen auf Zehen spitzen zurück in ihre Wohnung. —

"Wir wollten", sagt Bernhard, "die Müllerkinder von unten zu uns heraufholen, aber wir können es nicht. Die dort unten freuen sich ebenso wie wir hier oben".

Da streichelt die Großmutter des Enkelkindes blondes Haar. "Ja, Weihnachten ist das Fest der Freude für reich und arm." —

Von der Edeltanne aber knistert und raunt es leise und geheimnisvoll; "O du fröhliche, o du selige"

Der Weihnachtsduft.

Von E. Schmidt.

Günther hatte in die erste Reihe seines Wunschzettels einen Rodelschlitten gesetzt, und die kleine Ingé wünschte sich ihre ersten Schlittschuhe. Mitte November kam ihr Vater, der im Auswärtigen Amt tätig war, mit der Nachricht nach Hause, daß er auf einen Konjunkturposten in einer afrikanischen Hafenstadt versetzt sei und, da der Vorgänger plötzlich gestorben war, nur eine Frist von wenigen Tagen für die Umgangs- und Reisevorbereitungen erhalten habe. Die Kinder konnten es lange nicht begreifen, daß sie nun ganz neue Wunschzettel schreiben müssten, weil sie in Afrika weder für einen Rodelschlitten noch für Schlittschuhe Verwendung haben würden; die Sorgen ihrer Mutter, die wenige Wochen vor

Weihnachten den gesamten Haushalt zusammenzubaden und in einen anderen Erdteil schicken musste, entgingen ihnen in der Aufregung über die große Veränderung ihres Lebens.

Sie reisten viele Tage durch drei Länder, sie stiegen in ein Schiff, und als sie an Land kamen, war die Luft weich und warm. Palmen standen auf einer Straße nahe dem Hafen, mannshohe Kakteen wuchsen in winzigen Gärten, und die Agaven schütteten ihre roten fersenartigen Blüten an viele Meter langen Stämmen in den Himmel hinein.

Das alles war für die Kinder neu und interessant, und sie vergaßen einige Tage sowohl den Schnee als auch das nasse Weihnachtsfest. Aber auch ihre Mutter hatte etwas vergessen: es war ihr in der Eile der Abreise nicht eingefallen, daß es in Afrika keine Weihnachtsbäume gab. Sie schrieb zwar nach Deutschland, doch sie hatte wenig Hoffnung, daß in der kurzen Zeit das bestellte Bäumchen rechtzeitig eintreffen würde.

Trübe, regentage setzten ein, und die Kinder, die — anfangs im Hotel, später in der halbfertigen Wohnung — an fable, ungemütliche Zimmer gesesselt waren, lebten sich wieder nach der Heimat, nach deutschen Stuben mit Kachelöfen, nach Schnee, Eisbahn und auch nach der Schule und den Schullameraden. Als der Vater eines Tages ein Bündel Zypressenweige brachte und daraus einen Weihnachtsbaum zimmern wollte, kam ihnen erst zum Bewußtsein, daß in diesem Jahr selbst der Tannenbaum und der unvergleichliche Weihnachtsduft im Hause fehlen würde.

Ihre Mutter aber verswefelte, als sie den Christbaum-Schmuck an die düsteren Zweige hängen sollte. Sie hatte sich auch mit der Weihnachtsbäckerei abgemüht und nur einen hämmerlichen Ersatz-zustand gebracht, weil ihr hier fast alles fehlte, was nach ihren deutschen Rezepten notwendig war. Die anstrengende Reise, die viele Arbeit beim übereilten Einrichten der Wohnung und der Räume darüber, daß die Kinder, die ihre besten Wünsche streichen mußten, nicht einmal einen richtigen Baum haben sollten, hatten sie an ihren Nerven gesetzt, daß sie sich wenige Stunden vor der Belcherung auf einen Stuhl fallen ließ und laut ausschluchzte.

Die Kinder, hinter der Tür, hörten das Weinen, und bald liefen auch Inge die Tränen an den Baden herunter, Günther begann frauhaft zu schluchen. Plötzlich ergriff er die Hand der Schwester und sagte: „Wir wollen im Hafen fragen, ob unser Baum angelommen ist.“

Sie schlichen sich aus dem Haus und steuerten an den lärmenden Afrikanern, an ihren langsam schaukelnden Kamelen und an den faulenden Autos vorbei. Aber als sie an dem Hafentor ankamen, ließ der bewaffnete Soldat sie nicht hinein. Sie blieben noch einen Augenblick zögernd stehen und sagten in ihrer Sprache etwas von dem Baum, da brummte der Soldat ungeduldig: „Alles, alles!“ und fragte sie wie zwei verirrte Schäfflein davon.

Auf der Straße kam ihnen ein heftiger Stoß des seit einigen Tagen wehenden Schiroko entgegen und hüllte sie in eine dicke graue Staubwolke, die ihnen in Mund und Augen drang. Günther spuckte den knirschenden Sand aus und schimpfte, um nicht, wie Inge, von neuem weinen zu müssen.

„Grüne Weihnachten soll das sein! Graue Weihnachten nenne ich das, Schmutzweihnachten!“ Und er dachte an weiße Weihnachten, an die Tannenbäume, die in langen Reihen an den beschneiten Straßen standen, an den weihnachtlichen Geruch in der Heimat. Dabei fanden ihm doch noch einige Tränen, die er unter dem männlichen Gemurmel: „Der verdammte Staub!“ mit dem Taschentuch fortwischte.

Als er wieder klar bliden konnte, sah er etwas, dessen Wert er erst hier in der Fremde erkannte: der Schiroko hatte wunderbarweise neben vielem Unrat einen ziemlich frischen Tannenzweig herangewieht, von einer echten Edeltanne, die sich wahrscheinlich irgend ein anderer Europäer hatte rechtzeitig schicken lassen. Günther hob ihn auf, als ob er ein Kleinod wäre. Auch Inge hielt bei seinem Anblick mitten im Schluchzen ein und lächelte.

Die Mutter hatte inzwischen mit der Hilfe ihres Mannes dem Belcherungszimmer doch noch einen weihnachtlichen Anstrich gegeben, der durch den heimatisch leuchtenden Petroleumofen noch verstärkt wurde. Die Zypressenweige stekten nun pyramidenförmig in einem Bambusstock und erinnerten mit ihrem vielen glitzernden Schmuck ganz von ferne an eine Tanne. Aber etwas fehlte vollkommen: der weihnachtliche Duft, den die von den Lichtern verschengten Nadeln verbreiten. Dafür roch es recht unangenehm nach Petroleum.

Vielleicht würden die Kinder es nicht merken, dachten die Eltern. Doch Günther schnupperte sofort, und auch Inge merkte, daß hier bei allem falschen Schein etwas Wichtiges fehlte. Da kam den Kindern ein ausgezeichneter Gedanke: während die Mutter am Klavier saß und die Weihnachts-

Nieder spielte, näherete Günther seinen bisher verborgenen Tannenzweig einer Kerze, sodass die Nadeln sofort aufglühten. Staunend erkannten die Eltern die heimliche Gabe der Kinder, und der flüchtige Duft war ihnen diesmal das beste Weihnachtsgeschenk.

Günther stand wie der Hohepriester bei seiner heiligen Handlung mit dem Tannenzweig da und spendete in kleinen Dosierungen die unvergleichliche Illusion, die alle heimatlichen Erinnerungen wiederte, bis die Lichter verlöschten und die Vier unter ihre Moskitonecke krochen, um einem heimatlichen, unweihnachtlichen Sonntag entgegenzuschauen.

Der Blick durch die Fenster.

Von Richard Gerlach.

Alle Glöden läuten in der Stadt. Ich bin in den Abendwald hinausgegangen. Der liegt vor den Toren wie sonst, einsam und schweigend. Aber etwas ist heute anders. Das Schwingen und Klingeln der Glöden hebt das Herz hinaus über die Wipfel, was ganz vergessen schien, ist auf einmal wieder nahe, und mit jedem Schritt begegnen mir alte Erinnerungen, hängen sich an meine Arme, halten mich fest, daß ich stehen bleibens muß, legen ihre Hände auf meine Stirn, ihre kühlen Hände, und heugen mein Haupt zu Boden.

Ich bin wieder klein. Christabend. Ich warte mit meinen Schwestern glühend vor Spannung hinten in der Stube, wo heute die Lampe nicht angestellt ist. Dann ruft die Klingel, ein Sturm durch den langen Gang und plötzlich der Glanz des brennenden Baumes.

Pava spielt auf der Geige.

„O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“

Als das Lied zu Ende ist, treten wir an den Tisch und wagen die Herrlichkeiten kaum anzutasten. Gehört das mir? Gehört das wirklich mir? Und Mama hat ihre glücklichsten Augen und schließt sanft ihre Arme um uns.

Ich bin stehen geblieben und lausche in die Dämmerung hinein. Zuweilen tanzen zögernde Schritte über die Fahrstraße. Ein frierender Zweig knickt. Über die Ferne breiten die Glöden ihr silbernes Gewebe. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Du denfst an mich? Das tut so gut. Deine Gedanken streicheln mir leise übers Haar. Hab ich dir weh getan? Ich wollte es nicht, verzeih, ich wollte dir nur ein wenig Freude machen.

Was sind das für Worte? Einmal gesprochen, früher, irgendwann, und nun höre ich sie wieder. Selbstam.

Heute kann ich ihr, die mir damals sagte: „Du hast mir eine Freude gemacht“, kein kleines Buch mehr schenken. Sie ist weit fort, sehr weit. Reinhard mit seinen klaren Augen ist auch dort. Niemand weiß, wo sie ihn begraben haben. Frankreich ist so groß. Und doch, sie sind beide ganz nahe, es ist nur ein dünnes Fenster zwischen uns, und wenn ich die Augen schließe, ist auch das nicht mehr da. Ich höre sie fragen: „Hast du uns noch lieb?“

Ich komme langsam aus dem Walde. Eine Kirche ist hell von tausend Kerzen, und gerade schwilzt der große gläubige Choral zum Himmel, der reinste und kindlichste von allen: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Ich gehe durch die Straßen und weiß kaum wohin. An mir vorüber eilen Frauen, die Körbe tragen.

Hinter einer Gardine leuchten Lichter auf, eines nach dem andern. Der Schatten eines Mannes bewegt sich hin und her, der Vater, der den Baum anzündet. Ich lehne mich an eine Latere und warte. Es klingelt drinnen. Jetzt müssen die Kinder hereinstürmen. Einen Augenblick ist es ruhig. Dann singen sie, genau wie es bei uns war: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“

Ich gehe schnell weiter und bin glücklich, daß ich heute noch Augen sehen werde, die fast so hell leuchten können wie Kinderaugen, obgleich sie einem erwachsenen Menschen gehören.

Scherz und Spott

Geschäftsinteresse. „Ich habe die ganze letzte Woche nichts zu essen gehabt“, klagte der Bettler dem Schaubudenbesitzer. — „Was, eine ganze Woche“, erwiderte dieser teilnehmend. „Wie viel länger können Sie es denn noch aushalten?“

Unterschied. „Warum kümmerst du dich gar nicht um den jungen Mann da?“ fragt Pava. „Ich dächte doch, daß ich neulich gesehen habe, wie du mit ihm tanztest.“ — „Stimmt“, erwiderte die Tochter, „ich kenne ihn gut genug, um mit ihm zu tanzen, aber nicht, um mit ihm zu sprechen.“